

Synlogisation: Über das Glück, verstanden zu werden und andere zu verstehen¹

Wolfgang Loth zum 60. Geburtstag gewidmet

Jürgen Kriz

Zusammenfassung:

Es wird in das Konzept der „Synlogisation“ eingeführt. Dieses ermöglicht im Rahmen der Personzentrierten Systemtheorie eine strukturwissenschaftliche Erklärung für die Dynamik, wie mehrere Menschen gemeinsam ihre Verstehens- und Deutungsprozesse abstimmen. Synlogisation erzeugt Bedeutungsfelder – ein Konzept, das ebenfalls kurz erläutert wird. Bedeutungsfelder können sich beliebig überlappen und tragen damit der alltagspraktischen Erfahrung Rechnung, dass z. B. die Bedeutung eines Wortes, einer Metapher oder einer Rollendefinition durch vielerlei Einflüsse gleichzeitig bestimmt ist und nicht entweder dem einen oder dem anderen System („Problemsystem“, „Kommunikationssystem“ etc.) zugeordnet werden muss.

„Manuel“ – und das Rätsel der Verständigung

Bisweilen ist es notwendig, neue Begriffe in die Diskurse einzuführen. Dies sollte allerdings nicht aus narzisstischen Attitüden oder ästhetischer Sprachakrobatik geschehen, sondern weil der Fokus auf Phänomene fällt, die bisher nicht oder irreführend benannt wurden. Es soll daher mit folgender – fiktiver, aber prototypischer – Situation begonnen werden:

Ein Ehepaar sitzt an einem lauen Frühlingsabend mit einigen Bekannten im Gartenrestaurant. Zum Essen wird Rotwein serviert. Man sitzt schon einige Zeit beieinander. Als „er“ erneut sein halbvolles Glas ergreift, hält er kurz inne, schaut „sie“ an, sagt „Manuel“ und prostet „ihr“ ein wenig zu. Sie stutzt, lächelt dann, und bei beiden wird das Lächeln für einen Moment zu einem Strahlen. Dann wenden sie sich wieder der Runde zu ...

Weder die Bekannten noch wir wissen genauer, was hier los war. Man kann spekulieren, dass „Manuel“ offenbar ein Wort darstellt, das auf irgendetwas verweist. Das tun freilich fast alle Wörter (sofern sie nicht einfach Befindlichkeits-Extensionen sind). Nur: meist

1) Nachschrift eines Vortrags am „5. Weinheimer Symposion“, Jahrestagung der Systemischen Gesellschaft: „Zum Glück – Wissen und Wunder(n) in der systemischen Praxis“, 17. bis 19. Mai 2007 in Mainz (Schloss).

meinen die Anwesenden weitgehend zu wissen, auf was verwiesen wird. Hier kann man bestenfalls grob spekulieren. Allerdings scheinen zumindest „sie“ und „er“ sich zu verstehen – wohl durchaus im doppelten Sinne: beide wissen, was gemeint sein soll, und sind froh über das Glück gegenseitiger Verständigung.

Prototypisch an dieser Szene ist, dass „Manuel“ offenbar zur Privatsprache der beiden gehört – ein Wort, dessen Bedeutung von beiden exklusiv verwendet wird und diese Exklusivität auch dann teilweise behält, wenn die beiden die anderen am Tisch „aufklären“. So könnten sie der etwas verwirrten Runde mit-teilen (!), dass „Manuel“ sich auf Manuel Benitez Perez bezieht, den bedeutenden spanischen Stierkämpfer, mit dem sie zufällig vor einigen Jahren in einem kleinen Gartenrestaurant in der Nähe von Córdoba in Andalusien zusammensaßen. Der inzwischen alte Mann wusste prächtig von seinen Stierkämpfen zu erzählen, es gab viel Rotwein und es war sowieso ein wunderschöner Abend, dem eine ebenso eindrucksvolle Nacht der beiden folgte.

Doch obwohl wir (und die Runde) nun wissen, worum es geht: wie weit teilen wir wirklich die inneren Bilder und deren Bedeutung, die diesen beiden bei dem Wort „Manuel“ kommen? Wohl nur sehr rudimentär. Selbst wenn sich dies durch die Aufforderung: „Ach, erzählt doch mal genauer...!“ weiter bereichert werden könnte. Nur diese beiden waren an dem Abend zusammen bei Córdoba, haben leibhaftig Manuel gesehen und gesprochen, die vielfältigen Düfte, die Geräusche, das Mobiliar, den Garten und die laue Nacht gespürt – ganz zu schweigen von dem Gemeinsamen danach. Sie können uns noch so viel mitteilen: dieses abendliche und nächtliche Erlebnis haben nur sie miteinander geteilt.

Doch: was haben sie eigentlich wirklich „geteilt“? Die Flasche Wein, ggf. das Essen, den Raum im Gartenlokal, die Anwesenheit von Manuel und später das Bett. Aber schon von einem geteilten Erlebnis zu sprechen ist recht bedenklich: Es sind zwei, im Detail sogar recht unterschiedliche, Erlebnisse, die hier zeitlich, räumlich und im Bewusstsein stattfinden, dass der andere an diesem Geschehen teilnimmt. Selbst den Wein, das Essen, den Raum und Manuel dürften sie durchaus unterschiedlich erlebt haben. Und in der gemeinsamen Nacht hat er sie als Frau und sie ihn als Mann erlebt – was bekanntlich nicht nur recht unterschiedlich, sondern auch gegenseitig schwer vermittelbar ist. So gesehen ist es eigentlich erstaunlich, wenn wir davon sprechen, wir hätten ein Erlebnis mit unserem Partner oder einem bzw. mehreren anderen geteilt. Und es wäre sehr ignorant und egozentrisch davon auszugehen, dass der andere genau gleich wahrnimmt, erlebt und das äußere Geschehen für ihn die gleiche Bedeutung hat wie für einen selbst.

Assoziativ und affektiv vernetzte innere Prozesse

Wenn wir auf diese Differenz fokussieren, wird deutlich, dass „sie“ wohl keineswegs dieselben Erinnerungsbilder, Assoziationen und Bedeutungen in ihrem inneren Erleben aufruft, die „er“ hatte, als er „Manuel“ sagte. Vielmehr gilt das, was Nørretranders als „Baum der Rede“ mit „Inzitation“ und „Exzitation“ bezeichnet hat:

„Ein Rätsel der Kommunikation besteht darin, dass es möglich ist, durch wenig Information, die wir weitergeben, auf eine Menge von Information zu verweisen, die wir ausmustern. Dass wir unseren mentalen Zustand in Form von wenig Information ‚kartieren‘ können. ... Nicht weniger bemerkenswert aber ist es dadurch, dass andere sich aufgrund dieser Karte das Gelände vorstellen können. Soll die Kommunikation gelingen, muss der Absender nicht nur an sich selbst, sondern auch daran denken, was der Empfänger im Kopf hat“ (Nørretranders 1997, S. 149).

Wenn also in Abbildung 1 Person A – „er“ – „Manuel“ sagt, ist dies der stark reduzierte Ausdruck eines umfangreichen assoziativ und affektiv vernetzten inneren Prozesses mit sehr vielen Aspekten. Diese Reduktion nennt Nørretranders „Inzitation“. Person B – „sie“ – die dies hört, entfaltet daraus beim Verstehen ebenfalls assoziative und affektive Prozesse. Diese Bedeutungsentfaltung nennt Nørretranders „Exzitation“ (vgl. Abb. 1).

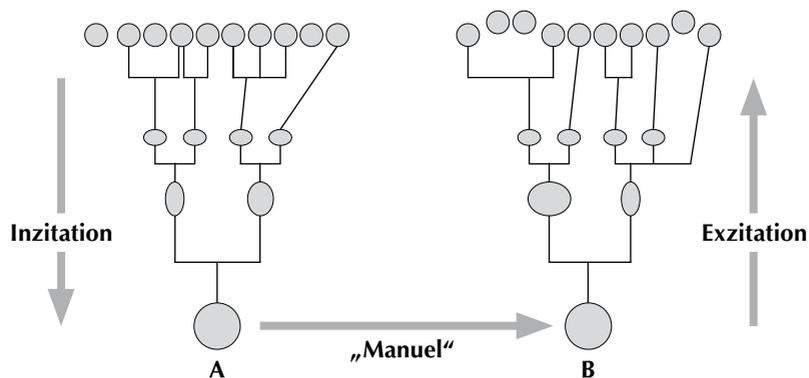


Abb. 1: Reduktion und Entfaltung bzw. Inzitation und Exzitation (nach Nørretranders 1997)

Wie schon beim Erleben in der Situation selbst, kann erst recht nicht bei diesem Vorgang davon ausgegangen werden, dass das Erleben, die inneren Bilder, die Assoziationen und Affekte und die Bedeutung bei A und B identisch oder auch nur in hohem Maße gleich sind.

Allerdings – und dies ist nun der Fokus auf das Gemeinsame – dürfen wir zu Recht davon ausgehen, dass diese inneren Prozesse bei beiden *gleicher* sind, als bei den anderen Anwesenden des Abendessens. Auch wenn jeder der beiden den Sommerabend, Manuel, etc. im Detail anders erlebt hat, bieten Wein, Gerüche, Garten, Manuel, Liebesnacht genügend viel an Übereinstimmendem, das weit mehr ist als räumlich-zeitliche Teilhabe. Vor allem können sie gemeinsam sagen: *WIR* haben diesen Wein getrunken, den Abend mit Manuel genossen, die Nacht zusammen verbracht. Trotz unterschiedlichen Erlebens wird hier also auf eine gemeinsame Bedeutung (bzw. Bedeutungsanteile) dieses Erlebens verwiesen.

Die anderen am Tisch verstehen zunächst einmal fast nichts; sofern aber die beiden anfangen zu berichten, beginnen diese – C, D, E, F... – in ihren Köpfen Assoziationen und Affekte zu generieren, die zunehmend denen von A und B ähnlicher werden (es sei denn, jemand ist „auf dem Holzweg“): Aufgrund eigener Erfahrungen kann sich jeder eine laue Sommernacht in einem südlichen Garten mit einem faszinierenden alten Mann und einer folgenden Liebesnacht vorstellen – aber es sind natürlich nicht nur die eigenen Erfahrungen, die hier verarbeitet werden, sie haben auch ihre realen Grenzen. Denn im Gegensatz zu A und B waren sie eben nicht in *jener* Situation damals, sondern bestenfalls in ähnlichen Situationen. Jeder kann sich irgendwie einen alten Stierkämpfer, der viel erlebt hat und zu berichten weiß, vorstellen – aber gehört, gesehen und erlebt haben nur A und B ihn an diesem Abend. Alle anderen können also nicht sagen: „*WIR* waren dabei“ – und dies macht zu dem Unterschied zwischen A und B nochmals einen deutlicheren Unterschied.

Das Koordinieren von Bedeutungen

Dass dieses fiktive Beispiel wirklich prototypisch für sehr viele Situationen ist, zeigt sich auf vielfältige Weise in Therapie, Beratung und Coaching. Jedes Paar, jede Familie, jede Gruppe entwickelt solche exklusiven – d. h. nicht voll von jedem in der Kultur verständliche – Begriffe, Wörter, Verweise. Dies ist auch typisch für die Fachsprachen der diversen Berufe oder in den wissenschaftlichen Disziplinen. Dabei kann auch die Exklusivität übertrieben werden: man unterstellt, dass der Partner doch verstehen müsste, was man meint, und mitfühlen, was man erlebt – „wenn er mich nur wirklich lieben würde“, oder zumindest nicht „böswillig“ oder „verrückt“ ist. Es ist schwer, immer gegenwärtig zu haben, dass der andere ein völlig eigenständiges Wesen ist und dass es der Verständigungsarbeit an dem Glück bedarf, verstanden zu werden und den anderen zu verstehen. Und in der Therapie muss

gerade bei sehr weit auseinandergerückten Erlebens- und Ausdruckweisen – oft typisch für Therapeut und Klient mit sog. „frühen“ Störungen, die sich aus den Prozessen kultureller Standardverständigung bizarr herausheben – eine gemeinsame Sprache, Begrifflichkeit und Narration gefunden werden.

Um diese gemeinsamen Erzeugungs- und/oder Abstimmungsprozesse von Bedeutung überhaupt zu thematisieren, bedarf es ebenfalls eines Begriffs. Üblicherweise findet man in der Literatur die Aussage, dass die Bedeutungen „synchronisiert“ werden. Doch dies ist in der Regel unzutreffend – bedeutet doch „Synchronisation“ die *zeitliche* Koordination von Vorgängen. So werden zwei Menschen ihre Bewegungen synchronisieren müssen, wenn sie hinreichend gemeinsam tanzen wollen. Bei der geschilderten Abstimmung von Bedeutung spielt Zeit allerdings keine oder nur eine untergeordnete Rolle. Dies wird sofort deutlich, wenn man sich zwei Menschen vorstellt, die einen Brief- oder Mailkontakt beginnen: Unabhängig von der zeitlichen Struktur werden vor allem Bedeutungen miteinander abgestimmt: „Was genau meinst du, wenn du ‚X‘ schreibst?“, „Was bedeutet dir ‚Y‘ wirklich?“ etc. Da sich nun „Synchronisation“ aus *syn* = *zusammen* und *chronos* = *Zeit* zusammensetzt, bietet sich als Begriff für die Koordination von Bedeutungen „Synlogisation“ an, wo *chronos* durch *logos* = *Sinn* ersetzt wurde. Und das entsprechende Verb hieße statt „synchronisieren“ dann „synlogisieren“.

Melodie: gleichzeitig Ordnung und dynamischer Ordner

Die „Personzentrierte Systemtheorie“ (Kriz 1990, 2004) macht von den strukturwissenschaftlichen Prinzipien Gebrauch, wie sie im interdisziplinären Programm der Synergetik entwickelt worden sind (Haken 1984). Zum Verständnis der Dynamik, die Ordnung selbstorganisiert entstehen lässt, ist die sog. zirkuläre Kausalität zwischen Ordnungstendenzen (*bottom-up*) und der ordnenden Funktion im weiteren Prozess durch diese entstehende Ordnung (*top-down*) eines der zentralen Prinzipien. Was hier auf den ersten Blick so mysteriös klingen mag – weil unser Alltagsverständnis eher lineare Ursache-Wirkungsketten unterstellt statt zirkulärer Kausalität – hat schon vor rund hundert Jahren die Gestaltpsychologie der Berliner Schule (Wertheimer, Koffka, Köhler, Lewin, Goldstein) in dem Begriff „Gestalt“ ausgedrückt und prototypisch an einer Melodie erläutert: Die Abfolge bereits weniger Töne wird *bottom-up* als eine Melodie wahrgenommen – beispielsweise: c-c-d-h-c-d. Damit wird der Abfolge der Töne eine Ordnung im Sinne einer ganzheitlichen Bedeutung gegeben. Mancher mag dies als Beginn der britischen Nationalhymne erkennen – und entsprechend ergänzen: e-e-f-e-d-c. Doch auch für den, der diese Melodie nicht „erkennt“ hat, haben die Töne eine Bedeutung erhalten, die den weiteren Verlauf *top-down* beeinflusst: Bittet man nämlich einen solchen Menschen, die Töne irgendwie fortzusetzen, wird er keineswegs eine Zufallsfolge aus dem 12-Ton-Bereich produzieren, sondern etwas, das in

der „Tonart“ (hier: C-Dur) liegt, einen ähnlichen oder zumindest zum Anfang „passenden“ Rhythmus hat usw. Die Melodie als Ordnung der Einzeltöne wirkt somit gleichzeitig als dynamischer Ordner für den Vorstellungsraum, die Wahrnehmung und die Produktion weiterer Töne.

Doch nicht nur die Komplettierung einer angefangenen Melodie um weitere Töne wird stark durch die Ordnung bestimmt, welche die Melodie repräsentiert. Ebenso wesentlich ist, dass die Melodie *top-down* auch auf die Wahrnehmung der Töne wirkt. So wird das c in der Tonfolge oben als „ruhender Grundton“ (bzw. „Tonika“) erlebt. In derselben (!) Melodie mit anderen (!) Tönen – nämlich: des, des, es, c, des, es – hingegen ist das c nun ein „erregender, auf das d hindrängender Leitton“ (bzw. „Dominante“). Derselbe physikalisch-objektive „Reiz“ erhält somit aus dem Kontext der anderen Töne, der Melodie, sehr unterschiedliche Bedeutung.

Nun haben wir es im Alltag allerdings weniger mit dem Entstehen oder dem Erinnern von Melodien zu tun, sondern eher mit narrativen Gestalten: In unserer Eingangszene werden bereits wenige Erläuterungen zu „Manuel“ – etwa: *ein alter Stierkämpfer, den wir in einer lauen Sommernacht bei Córdoba in einem Gartenlokal getroffen haben und der wundervoll von seinem abenteuerlichen Leben erzählt hat* – in den anderen innere Bilder von eben einem solchen Gartenlokal in südlichen Gefilden mit einem alten, interessanten Erzähler entstehen lassen. Auch wer noch nie in der Gegend von Córdoba war oder jemals einen Stierkämpfer getroffen hat, wird sich, wenn er dem Gehörten Sinn beimessen und etwas verstehen will, entsprechende Bilder ausmalen. Viele Details des dabei scheinbar Verstandenen beruhen notwendig auf Täuschung: So wird er sich vielleicht Manuel groß, hager, mit markantem Gesicht und dunklen Haaren, verwegenen Augen, ruhig vor seinem Rotweinglas sitzend etc. vorstellen, während dieser in dem Erinnerungsbild von A eher mittelgroß, leicht untersetzt, mit etwas aufgedunsenem Gesicht und schütterem grauen Haar, aber dennoch faszinierender Ausstrahlung durch seine geschmeidigen Bewegungen ist.

Natürlich könnte man diese inneren Bilder in manchen Details durch feinmaschiges Feedback besser abstimmen – etwa indem man fragt: „Ich stelle mir den groß, hager und mit markantem Gesicht vor“ und A korrigiert: „Nein, eigentlich war der etwas untersetzt ...“ etc. Ein wenig davon wird bei weiteren Ausführungen von A ohnedies geschehen. Aber eine weit(er)gehende Ent-Täuschung findet typischerweise nicht statt und ist in diesem Kontext auch gar nicht notwendig. Alle haben verstanden, dass es dem Paar offensichtlich gut ging und es eine schöne Erinnerung für sie ist, die sie sich gerade wieder ins Bewusstsein rufen. Das reicht, um diese im *Wesentlichen* zu verstehen und sich mit ihnen zu freuen – alles

andere ist gerade irrelevant². Und obwohl so wenige Details in den Köpfen aller Beteiligten übereinstimmen werden, ist dies doch eine Situation, in der jeder seinen eigenen positiven Gefühlen und Erinnerungen nachhängt, allerdings auch teil hat an der Situation des Hier und Jetzt – wo es wieder Wein, Nähe und Gesellschaft, anregende Gespräche, miteinander aufrufendes Verweisen auf Vergangenes und künftig Geplantes gibt. Das ist – zumindest in diesem Kreis – allemal besser als über Leiden, Krankheit und Tod zu reden. Dass diese Themen allerdings zum bevorzugten Gesprächsthema bei Alten, Kranken und mit dem Blick auf den Tod Konfrontierten zählen, hat strukturell die gleiche Funktion: Wenn man schon mit solchen Themen und Fragen vom Leben konfrontiert ist, erlebt man es als entlastend fast angenehm, die Nähe anderer Menschen zu erleben und zu erfahren, dass auch diese Probleme – scheinbar sogar recht ähnliche – haben. Bei diesen Themen und alten Menschen wird allerdings typischerweise besonders deutlich – wie man gut in ärztlichen Wartezimmern und bei analogen Situationen beobachten kann – dass allzu oft eigentlich jeweils Monologe gehalten werden: Selten wird wirklich zugehört oder auf das Gehörte direkt eingegangen, sondern es findet eher ein turn-taking des Monologisierens statt im Sinne von: „... ja, und bei mir war das so ...“. Vermutlich könnte am Ende des „Gesprächs“ keiner auch nur annähernd etwas von den Aussagen des Gegenüber wiederholen. Dennoch haben die Beteiligten hinreichend das Gefühl, nicht nur etwas mitgeteilt, sondern auch etwas miteinander geteilt zu haben. Jeder ist und bleibt zwar (fast) ganz in seiner Welt, doch dies zelebriert und erlebt man gemeinsam.

Anfangszauber – der Primacy-Effekt

Solche Vorgänge wurden bereits im Rahmen der o. a. Gestaltpsychologie genauer untersucht. So wurden in einem klassischen Experiment von Salomon Asch (1946) einer Gruppe von Versuchspersonen „als Beschreibung einer Person“ langsam nacheinander sechs typische Eigenschaften vorgelesen: „intelligent – eifrig – impulsiv – kritisch – eigensinnig – neidisch“. Eine andere Gruppe erhielt dieselbe Liste, allerdings in umgekehrter Reihenfolge, also: „neidisch – eigensinnig – kritisch – impulsiv – eifrig – intelligent“. Es zeigte sich, dass die erste Gruppe von der beschriebenen Person anschließend einen deutlich positiven Eindruck hatte, während die andere Gruppe die Person deutlich negativ beurteilte.

Diese Ergebnisse – In der Literatur als „Primacy-Effekt“ bekannt – lassen sich im Lichte der zirkulären Kausalität von *bottom-up* und *top-down* auch wie in Abbildung 2 verstehen (wobei die Pfeilrichtungen natürlich nur mögliche Hauptrichtungen der Wirkungen darstellen):

2) Dies ist übrigens auch der Grund, weshalb Systemiker sich weniger den detaillierten Inhalten widmen – mit aufwendigen Ent-Täuschungen – sondern lieber gleich dem Prozess: Schließlich geht es nicht um ihre Bilder, sondern um die ihrer Klienten und den Prozessen, diese sich ggf. neu entfalten zu lassen und z. B. vorher verstellte Perspektiven auf Lösungen zu entstellen.

Die anfänglich gehörten Eigenschaften führen *bottom-up* zu einer zunächst noch diffusen, aber über die reine Eigenschaft weit hinausgehenden Vorstellung der zu beurteilenden Person, wobei auch bisherige Erfahrungen eine Rolle spielen. Dies stellt als eine Art Gesamteindruck eine „Gestalt“ dar, welche dann die Interpretation der weiteren Eigenschaften *top-down* entsprechend beeinflusst. Denn die folgenden Eigenschaften sind ja – wie die meisten Alltagsinformationen und Situationen – polysemantisch: So hat beispielsweise der Begriff „kritisch“ eher eine positive Konnotation, wenn man ihn auf einen intelligenten und eifrigen Studenten bezieht; in Bezug auf einen neidischen und eigensinnigen Studenten versteht man „kritisch“ eher negativ. Diese Sicht beeinflusst Bedeutung der folgenden Information und komplettiert damit das Bild von der Person entsprechend.

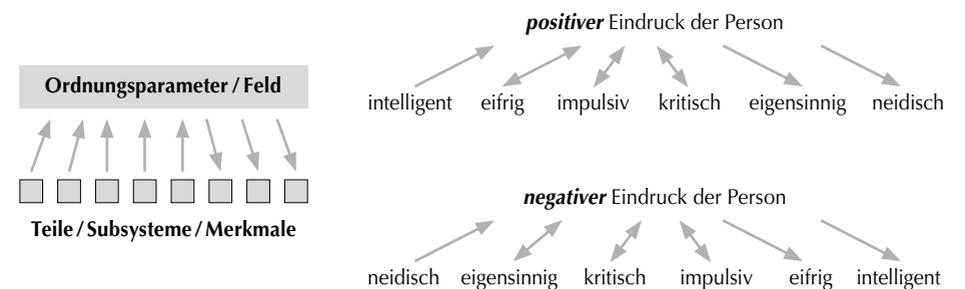


Abb. 2: Aschs Experiment als zirkuläre Dynamik in einem kognitiven Feld (nach Kriz 2008)

Trotz der Nähe zur Gestaltpsychologie (vgl. Kriz 2008) bevorzugt es die Personzentrierte Systemtheorie statt von „Gestalt“ von „Bedeutungsfeld“ zu sprechen: Obwohl die Gründe dafür unten noch erläutert werden, ist der Feldbegriff nicht nur anschlussfähiger an die strukturwissenschaftliche Konzeption im Rahmen interdisziplinärer Synergetik, sondern vor allem ist die Vorstellung unterschiedlicher, sich überlagernder Felder metaphorisch und semantisch erfahrungsgemäß zugänglicher als die gleichzeitige Wirkung mehrerer „Gestalten“ bei einem Phänomen.

Zunächst macht dieses Beispiel nochmals deutlich, dass jeder Ton, jedes Wort, jede Situation, etc. „polysemantisch“ ist, also eine große Fülle an zu entfaltenden Bedeutungen offeriert. Theoretisch wären es sogar unendlich viele Bedeutungen, aber durch unsere Evolution, durch Kultur, Sozialisation etc. ist der Raum an Möglichkeiten bereits eingeschränkt –

aber eben immer noch sehr groß. Welche Bedeutung z. B. ein Wort dann konkret hat, hängt, so sagt man, vom „Kontext“ ab. Kontexte aber sind nicht einfach vorhanden. Und, wie eben schon angedeutet, sind eben meist mehrere Kontexte gleichzeitig in Betracht zu ziehen – was es eben als vorteilhaft erscheinen lässt, von „Bedeutungsfeldern“ zu sprechen. Denn was macht die Bedeutung des Wortes „kritisch“ im Beispiel von Asch (Abb. 2) eigentlich aus? Zunächst einmal, im engen Interpretationsrahmen des Experiments, je nach vorhergehenden (und weiteren) Wörtern etwas eher Positives (z. B. im Sinne: konstruktive überlegte Kritikfähigkeit) oder etwas Negatives (z. B. im Sinne: nörgelnde, krittelnnde, sich nicht einlassende Haltung).

Aber das Experiment findet ja auch nicht im semantisch, historisch oder kulturell leeren Raum statt. Vielmehr in einem Raum, der durch zahlreiche weitere semantische Kräfte – eben: Bedeutungsfelder – strukturiert wird. „Kritisch“ ist ein Wort der deutschen Sprache, wo es auf so etwas wie „nicht gedankenlose Zustimmung“ verweist. Aber in der Schule oder im Rhetorik-Unterricht sind weitere bzw. teilweise andere Bedeutungskräfte am Werk – und wieder andere in der Kirche oder beim Militär. Weitere Einflüsse kommen aus der Biografie des Hörers, aus seiner aktuellen Familie etc.

Dass es Sinn macht, von „Kräften“ zu sprechen – und nicht etwa von Kontext-Teilen – kann jeder am besten selbst erfahren: So entfaltet der Ton „c“ im obigen Beispiel eben recht unterschiedliche Kräfte, je nachdem in welcher „Melodie“ (Gestalt) dieses „c“ eingebettet ist: Die unterschiedlichen Kräfte eines c als Grundton oder als Leitton sind wohl für fast jeden deutlich zu spüren. Ebenso geht es mit der Kraft einer Pointe beim Witz – wenn die zunächst aufgebaute vermutete bzw. unterstellte Bedeutung durch wenige Wörter zerfällt und neu gestaltet wird („Aha-Effekt“). Oder die intensiven Affekte, die sich einstellen, wenn das Gegenüber im Streit die Bedeutung der eigenen Worte offensichtlich nicht „teilen“ will, sondern missversteht und einen anderen Sinn unterstellt.

Das Entstehen eines miteinander geteilten Bedeutungsfeldes

Synlogisation meint somit, dass aus dem hyperkomplexen Raum möglicher Bedeutungen eines Wortes, einer Geste oder einer Situation³ im gemeinsamen Prozess ein für die Beteiligten geteiltes Bedeutungsfeld entsteht – was nicht heißt, dass die je individuellen Bedeutungen dann völlig identisch sind, aber eben doch pragmatisch ähnlich. „Manuel“ wird dann bei beiden Partnern immer noch erheblich unterschiedliche Assoziationen und Gefühle auslösen, aber gleichzeitig auf eben jenen Abend an jenem Ort mit jenem Menschen

3) Kurz: Eines „Zeichens“ im Sinne der Semiotik

„Manuel“ und einer schönen Nacht verweisen – alles, was die anderen Gäste zunächst nicht verstehen können, und „Manuel“ daher fast beliebige Deutungen geben müssen: Ein Bekannter? Ein Maler? Jemand, der ihre Wohnung neu gestaltet? Vielleicht gar der zukünftige Name eines Kindes? (Ist „sie“ denn schwanger?) Ein neuer Schlager? ... all solche Assoziationen laufen ab. Dennoch ist auch dieser Bedeutungsraum durch andere Felder erheblich eingeschränkt. Denn unsere Teilhabe an einer Welt, die auch (wenn nicht gar: vorwiegend) eine symbolische, kulturelle und somit bedeutungsvolle ist, macht eben manche Deutungen wahrscheinlicher und schließt andere weitgehend aus. Dies läuft meist unbewusst ab: Manuel ist „ziemlich sicher“ keine weibliche Person, kein Fachbegriff der Physik, kein Ort, an den man reisen kann, „vermutlich“ auch nichts zu essen, keine Tätigkeit, kein neuer Arbeitsplatz, hat „wahrscheinlich“ mit Afrika oder Asien nichts zu tun etc. Solche Gedanken laufen ebenfalls rasch ab und belegen, nochmals betont, dass der Raum an Verstehensmöglichkeiten durch unsere Kultur vorstrukturiert bzw. bereits von vielen Bedeutungsfeldern durchzogen ist.

Dass sich „Manuel“ in unserem Beispiel auf den realen Namen einer realen Person bezieht, ist eigentlich ziemlich unerheblich. Dies wird z. B. daran deutlich, dass Paare und andere Menschen oft einen Namen erfinden, damit sie über eine Person reden können, ohne dass andere mitkriegen, über wen da grad „getratscht“ wird. „Frau Müller hat wieder ...“ lautet dann der Bezug – und alle „Eingeweihten“ wissen aufgrund der Synlogisation, dass damit die Sekretärin vom Chef der Entwicklungsabteilung mit ihrem oft „unmöglichen Benehmen und Aussehen“ gemeint ist, obwohl diese in Wirklichkeit vielleicht „Saletzki“ heißen mag. Doch solche Bestimmungen müssen gar nicht so explizit und exklusiv vorgenommen werden. Vielmehr kennzeichnet es jedes Paar, jede Klient-Therapeut-Interaktion, jede Familie, Gruppe – kurz: jede soziale Beziehung – dass die Beteiligten vielen ihrer Wörter, Sätze, Gesten etc. in unterschiedlichem Ausmaß eine nur für diese Beziehung spezifische Bedeutung geben, die gleichzeitig auch von den alltäglichen Bedeutungsfeldern unserer Kultur mitbestimmt sein kann. Selbst ein so üblicher Satz zwischen einem Paar wie: „Ich freue mich auf den Urlaub“ ist zwar in hohem Maße auch für andere verständlich – d. h. von den üblichen Bedeutungsfeldern für „Urlaub“, „Freuen“ und „Auf den Urlaub freuen“ mitbestimmt – bedeutet aber für die beiden noch Weiteres und Spezifischeres: wahrscheinlich haben sie bereits im Sinn, wann und wohin sie wollen, Erinnerungen an vorhergehende Urlaube schwingen mit, gemeinsame Bilder über Vergangenes und Zukünftiges usw. All dies macht das spezifische Verstehen dieser Aussage für diese beiden aus.

Nach dieser Schilderung ist leicht einzusehen, dass Synlogisation sich in Erweiterung des linken Teils aus Abbildung 2 ergibt. Die *bottom-up*- und *top-down*-Prozesse finden hier nicht nur bei *einer* Person statt, sondern – im einfachsten Fall – eben bei zwei Personen,

wie das in Abbildung 3 dargestellt ist. Und auch dies lässt sich erweitern – auf Familien, Gruppen, Organisationen oder gar Kultur – wie in Abbildung 4 schematisiert ist.

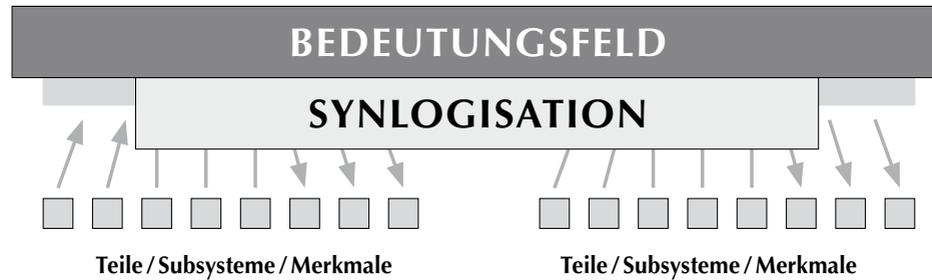


Abb. 3. Synlogisation eines gemeinsamen Bedeutungsfeldes zweier Personen

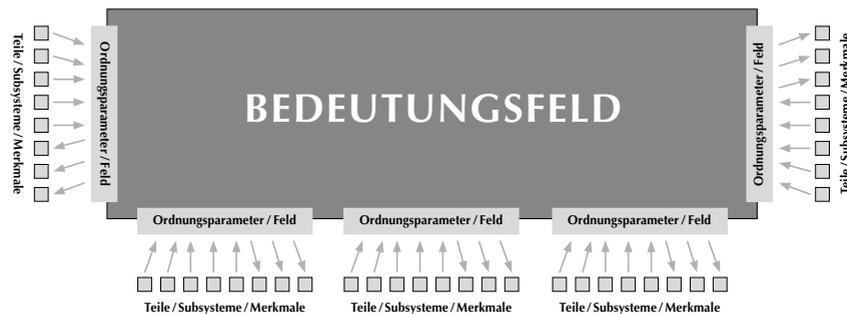


Abb. 4. Synlogisation eines gemeinsamen Bedeutungsfeldes vieler Personen (Gruppe, Kultur)

Der Vorteil des Konzeptes der Synlogisation und der Bedeutungsfelder wird darin gesehen, dass diese nicht im Sinne von Mengenlehre entweder zum einen oder zum anderen Set gehören müssen, sondern dass sich eben die Bedeutungsfelder beliebig vieler Einflussquellen überlappen und gleichzeitig an einem Punkt im kognitiven Raum ansetzen können – eben

etwa bei der Bedeutung des Wortes „intelligent“ für eine bestimmte Person in einer bestimmten Situation. Biografische, kulturelle, partnerschaftliche, situative und viele andere Feldkräfte im Bedeutungsraum wirken hier zusammen.

Menschen können somit nicht nur ihr Verhalten und ihre Handlungen *synchronisieren* – etwa wenn sie tanzen, gemeinsam etwas tragen oder auch in der Psychotherapie ihre feinmotorischen Bewegungen (mehr oder minder unbewusst) koordinieren. Menschen können vor allem ihre Handlungen und interpersonellen Verstehens- und Verständigungsprozesse *synlogisieren* – und in hohem Maße *müssen* sie dies sogar, wenn hinreichend Verständigung gewährleistet sein soll. Die Beachtung von übergeordneten Feldkräften – man könnte auch von der Macht der Kontexte sprechen – ist wichtig, damit Veränderungen auf Ebenen kleinerer bzw. untergeordneter sozialer Systeme überhaupt Überlebenschancen haben. Ein Beispiel hierfür ist die Bedeutsamkeit von „Corporate Identity“ in Unternehmen, womit das Bedeutungsfeld hinsichtlich Unternehmenskultur mit Wertesystem, Zielen, Selbstreferenzen etc. eines Unternehmens gemeint ist. Wendet man sich nun einzelnen Abteilungen und ihren Zielen, Werten etc. zu, so sind langfristig nur solche Teildynamiken möglich, wo die Narrationen, Deutungen, Ziele etc. des Teams denen der gesamten Organisation nicht widersprechen, weil eben sonst die Feldkräfte der Organisation die isoliert oder kurzfristig zwar funktionierenden, aber nicht eingepassten Teildynamiken zum „Kippen“ bringen – oder stets sehr große Reibungsverluste durch Kontrolle und Abschottung dieser Binnenstruktur auftreten.

„Corporate Identity“ meint somit im Sinne der Synlogisation so etwas wie eine gemeinsame Vision oder Imagination einer Organisation oder eines Unternehmens, welche als organisierendes kognitives Bedeutungsfeld wirkt. Ein guter Coach wird dies beachten müssen und solche Selbstorganisationsprozesse fördern, welche im Rahmen der Organisation möglich sind – d. h. den Feldkräften entsprechen. Sofern dies gewährleistet ist, können durchaus sehr unterschiedliche und abweichend-kreative Teillösungen und -strukturen zur Gesamtvision beitragen. Es geht also letztlich um die Förderung der Synlogisation von Verstehensprozessen in einem gemeinsamen Bedeutungsfeld. Dies wird sicherlich dadurch erleichtert, dass eine solche gemeinsame Vision für alle klar erkenntlich ist (was zu fördern ggf. ebenfalls die Aufgabe eines Unternehmensberaters sein könnte).

Synlogisation als ein andauerndes Geschehen

Wie bei allen dynamischen Strukturen sollte klar sein, dass Synlogisation kein festes Ergebnis ergibt, sondern einen Prozess meint, der fortlaufend über Feedbackschleifen erhalten und nachjustiert werden muss. So wie eben auch die Synchronisation der Bewegungen beim Tanz eines Paares nicht etwas „Vorhandenes“ ist, sondern sich in jedem Moment neu

bewähren muss – auch wenn man dabei auf viel gemeinsame Erfahrung zurückgreifen kann und dies somit leichter fällt, als mit einem völlig neuen Menschen. Allerdings hat die vertraute Erfahrung eben auch den Möglichkeitsraum entsprechend beschnitten: ungewöhnliche, neue, kreative, „verrückte“ Bewegungsabläufe sind da bisweilen schwieriger zu initiieren, als wenn man mit einem fremden Partner überhaupt erst einmal den Raum der Möglichkeiten durch erste Synchronisationen strukturiert. Nicht viel anders ist es mit den Synlogisationen: die angenehme Vertrautheit gemeinsamer Bedeutungen kann unter den sich ja stets verändernden Gesamtbedingungen dysfunktional erstarrt sein, und/oder als abstrakte Beschreibungskategorien längst von einem lebendigen, realen Feedback der Realität im Hier und Jetzt abgehoben sein. Was sich dann z. B. in den bekannten prototypischen Problemsituationen in Paartherapien zeigt, wo auf die Frage: „Haben Sie eigentlich gehört, was Ihr Partner gerade gesagt hat?“ ebenso typisch die Antwort folgt: „Oh – nein – aber wie er anfang und mich ansah, wusste ich sowieso schon, was er sagen würde!“ Und damit wird deutlich, dass nicht nur der Raum an möglichen Interaktionen, sondern auch jener der Erlebenswelt und der Beschreibungswelt gleichermaßen reduziert wurde. Hier ist dann unterstelltes Verstehen längst in Missverstehen umgeschlagen.

Das Glück, verstanden zu werden und andere zu verstehen, ist also, wie alles Glück, flüchtig und kann nicht festgehalten, sondern nur immer wieder neu hergestellt werden. Mit dem Begriff „Synlogisation“ und den damit verbundenen strukturwissenschaftlichen Prinzipien von *bottom-up*- und *top-down*-Prozessen, welche Bedeutungsfelder generieren und entsprechende kognitive Ordnungen komplettieren, konnte dieser Vorgang vielleicht etwas erhellt werden.

Literatur

- Haken, H. (1984). Erfolgsgeheimnisse der Natur. Synergetik: Die Lehre vom Zusammenwirken. Frankfurt am Main: Ullstein.
- Kriz, J. (1990). Pragmatik systemischer Therapie-Theorie. Teil II: Der Mensch als Bezugspunkt systemischer Perspektiven. System Familie 3, S. 97-107
- Kriz, J. (2004). Personenzentrierte Systemtheorie. Grundfragen und Kernaspekte. In: Schlippe, A.v., Kriz, W. C. [Hrsg.]: Personenzentrierung und Systemtheorie. Perspektiven für psychotherapeutisches Handeln. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 13-67.
- Kriz, J. (2006). Die Selbstorganisation von Bedeutungsfeldern. In: Meynhardt, T. & Brunner, E. J. [Hrsg.]: Selbstorganisation managen. Beiträge zur Synergetik der Organisation. Münster/New York: Waxmann, S. 31-46.
- Kriz, J. (2008). Gestalttheorie und Systemtheorie. In: Metz-Goeckel, H. [Hrsg.]: Gestalttheorie aktuell. Handbuch zur Gestalttheorie Bd. 1. Wien: Krammer, S. 39-70.
- Nørretranders, T. (1997). Spüre die Welt. Die Wissenschaft des Bewusstseins. Reinbek: rororo

Jürgen Kriz: Emeritierter Univ.-Prof. Dr. phil., Professor für Psychotherapie und klinische Psychologie an der Universität Osnabrück, hatte aber auch (weitgehend überlappend) 25 Jahre einen Lehrstuhl in Statistik und Forschungsmethoden. Approbierter Psychologischer Psychotherapeut, Ehrenmitglied der Systemischen Gesellschaft, Berlin, und der Internationalen Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse, Wien; zahlreiche Lehraufträge und Gastprofessuren in Österreich, Schweiz, USA, Lettland, Russland; 2002 „Transfer-Preis“ der Universität Osnabrück; 2003 „Paul-Lazarsfeld-Gastprofessor“ Uni Wien, 2004 „Viktor-Frankl-Preis“ der Stadt Wien für sein Lebenswerk in Humanistischer Psychotherapie. Arbeitsschwerpunkte: Im Rahmen seiner „Personzentrierten Systemtheorie“ Arbeit an der Klärung des Zusammenwirkens somatischer, psychischer, mikrosozialer, und gesellschaftlich-kultureller Prozessebenen auf der Basis interdisziplinär-strukturwissenschaftlicher Systemtheorie; ferner: Fragen der Forschungsmethodik. Herausgeber der Buchreihe „Basiswissen Psychologie“ (rd. 40 Bände); Mit-Hrsg. bzw. im Beirat von zahlreichen psychotherapeutischen Fachzeitschriften und Reihen. 21 Bücher und ca. 250 Beiträge vorwiegend über klinisch-therapeutische und forschungsmethodische Fragen. juergen.kriz@uni-osnabrueck.de